

Arlette Farge

Die Geschichte als Ankunft¹

Aus dem Französischen von Richard Steurer-Boulard

Das Buch trug für eine kurze Zeit den Titel *Les Mots de l'histoire. Essai de poétique du savoir* (Die Wörter der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens). Aus einem unwesentlichen verwaltungstechnischen und rechtlichen Grund trägt es jetzt den Titel *Les Noms de l'histoire. Essai de poétique du savoir* (Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens).² Dieses kurze und dichte, 1992 in der Reihe *Librairie du XX^e siècle* bei Seuil erschienene Buch lässt sich schwer zusammenfassen. Es zeugt von einem großen und tiefen Verständnis und es schneidet ins Fleisch der Geschichtswissenschaft. Es ist ein Buch, das lebt, und seine Aussagen erhalten Tag für Tag mehr Sinn und Notwendigkeit. Es beugt sich vorausblickend den Anforderungen der Zeit, die vergeht. Ein großes Buch also.

Bevor wir fortfahren, müssen wir noch zwei Dinge über seinen Inhalt sagen: Der Autor untersucht im Grunde, wie die Geschichte als Disziplin, die neue Geschichte, die Ereignisse durch die Tatsachen ersetzt hat, indem sie versuchte, sich von der alten Geschichte zu entfernen und das vorherrschende Terrain der wissenschaftlichen Gewissheit zu erreichen. Allzu lange war sie beschreibend und mit Kausalitäten und Ereignisabfolgen verbunden, die man ohne Furcht aufzählen konnte – wofür sie kritisiert wurde. Die Geschichte hat entschieden, das zu überwinden und die – wissenschaftlich genannte – Erzählung der Gesamtheit der menschlichen Wirklichkeit „im Netz ihrer Wechselwirkungen“ (14)³ zu verfassen. Die Demografie, die seriellen Analysen und die quantitativen Untersuchungen konnten somit jene schlechten Romane aus dem traditionellen Sprachrepertoire der Historiker verjagen, die sie geschrieben hatten, als sie zu nahe an den Ereignissen klebend erzählten und nicht, wie heute, das umreißen, was sie für die Gesamtheit der umfassenden sozia-

Arlette Farge, Forschungsdirektorin CNRS (Centre national de la recherche scientifique),
40 Avenue d'Iéna, FR-75016 Paris / Dozentin EHESS (École des Hautes Études en Sciences Sociales),
190-198 Avenue de France, FR-75013 Paris, arlfarge@ehess.fr

len Identitäten und Tatsachen halten, die der Stoff der Menschheit selbst sind. Die Geschichte wurde also zur Gesellschaftswissenschaft und das Zeitalter der Massen konnte gemäß den literarischen Regeln und Verfahren interpretiert, ausgesprochen und in Worte gefasst werden, die ihr den Status der „Wissenschaft“ verliehen (diese Regeln und Verfahren nennt der Autor *Poetik*).

Jacques Rancière denkt, dass die Geschichte damit das Ereignis „verliert“. In *Die Namen der Geschichte* macht er sich Gedanken darüber, wodurch die sprechenden Wesen und die Wortereignisse mit den unrechtmäßigen und unhörbaren Diskursen verbunden sind. Die Frage ist dann: „Was ist eine Wissenschaft, die mit sprechenden Wesen und mit Ereignissen zu tun hat, die diesen sprechenden Wesen geschehen?“⁴ Haben die Disziplin und ihre großen Autoren, als sie die Geschichte der Namenlosen schrieben, die Geschichte nicht einfach stumm gemacht? Hat der Historiker in seiner Werkstatt, in seinen neuen Erzählungen, das Wort der Anderen nicht so behandelt, dass sie zum Schweigen gebracht wurden, von den Ereignissen nicht so gesprochen, dass sie zu Nicht-Ereignissen wurden? (Um das zu zeigen, stützt sich Rancière besonders auf Fernand Braudels *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, auf Alfred Cobban's *The Social Interpretation of the French Revolution* und auf François Furets *Die Französische Revolution*). Die Analyse ist jedes Mal brilliant, lapidar, schnell und lässt dem Leser kaum die Zeit durchzuatmen. Der Leser ahnt und versteht, dass die Erzählmodi, die in den letzten dreißig Jahren etabliert wurden, heftig angegriffen werden. Sie werden hier angeklagt, eine bestimmte Art von Wahrheit zu beseitigen, Gestalten der Alterität auszuschließen und sich nicht mit dem Exzess der Wörter oder des Worts zu beschäftigen, oder bestenfalls den Sinn, der sich in ihnen ausdrückt, zu übersehen. Dasselbe gilt für die Geschichte der Armen, die von der seriellen Geschichte der namenlosen Leben verschluckt wird. „Der Historiker“, so schreibt Rancière, „gebietet ihnen Schweigen, indem er sie *sichtbar* macht“. (96) Das Paradox ist erdrückend.

Die Worte des Autors sind messerscharf, einschneidend. Eine ruhige Ironie legt mit glasklarer Beweisführung die Wunden offen, die gewöhnlichen Ansichten und Behauptungen werden umgedreht und demontiert. Jacques Rancière entwirft einen neuen Schaffens- und Reflexionsraum und zeigt immer wieder auf, wo ein Wahrheitsbezug verfehlt worden ist. Die Stärke der Argumente und der gewählten Syntax hinterfragt nicht nur, sondern öffnet uns auch die Augen.

In der zweiten Hälfte des Buchs (der Ort des Wortes, der Raum des Buches sind seine Hauptkapitel) kommt der Autor ausgehend von Michelet auf das zurück, was die Grundlagen der Mentalitätsgeschichte bildete und ihre Bedingungen und Vorannahmen ins Wanken brachte. Die Werke von Lucien Febvre, Marc Bloch und Emmanuel Le Roy Ladurie werden daraufhin untersucht, was Jacques Rancière gerade ablehnt. Die Geschichte, so wie sie damals geschrieben wurde, musste den

Sinn „territorialisieren“, den ausgesprochenen Wörtern und gesagten Worten, so weit sie auch vom gewöhnlichen Sprechen entfernt seien, eine Geografie, einen Raum, eine Bleibe, einen Ort verleihen. „Kein Wort bleibe ohne Ort“ war das Glaubensbekenntnis des Mentalitätshistorikers, der über den Gläubigen, den Hirten, den Hexer, den Bauer oder den Häretiker arbeitet. Jedes Wort, jeder Glaube, selbst der häretische, wird mit dem Territorium verbunden, das ihn umgibt, mit der Gefahr, ihn damit auszulöschen, „jede Hexerei oder jede Häresie, jede Phantasie oder jedes Schweigen läßt sich auf ihren Ort zurückführen, als Ergebnis ein und derselben expressiven Kraft analysieren. Die Verwirrung des Anderen ist immer nur die verkannte Kraft des Selben.“ (104) Rancière lehnt diese Bedingung der Geschichtserzählung ab. Hat Michel Foucault, als er den Wahnsinn und die Verrückten untersuchte, sie nicht auch in Frage gestellt, auch wenn das mit anderen Denkstrukturen geschah und zum Zwecke der Erfindung anderer Schemata?

Auf fesselnden Seiten denkt Rancière über das ortlose Wort nach, über das Abgetrennte, über die Häresie als Aufhebung, über „das abgelenkte Leben des Worts, das vom Wort abgelenkte Leben“, das der Historiker in einem Ort verwurzelt sein lässt, und also beseitigt, anstatt zu verstehen, dass es Geschichte nur deshalb gibt, weil das Wort einen Bruch, eine Unentscheidbarkeit erzeugt. Die Geschichte der *Annales*-Schule wird somit als vergesslich bezeichnet: „Das Subjekt der Geschichte ist zu einem Objekt oder, besser, zu einem Ort unter anderen für Objekte der Geschichte geworden; die ‚lange Dauer‘ hat sich von der Filiation und der Ankunft gelöst [...]“ (140). Ankunft, das Wort ist ausgesprochen, prächtig und präzise. Die Geschichte ist diesen Kompromiss eingegangen, hat entschieden, dass alles mit dem Identifizierbaren verbunden sein müsse. Das Erratische, der abseitige Diskurs, das Auftauchen des Ereignisses, sie werden auf Orte zurückgeführt, die nicht die ihren sind. Dabei hat Rancière zufolge doch bereits Michel de Certeau die Aufmerksamkeit auf das mystische Wort und auf die diesbezügliche Geschichtsschreibung gelenkt.⁵

Es ist nicht erstaunlich, dass das Buch von den Historikern eher verkrampft aufgenommen wurde. Natürlich wird der Philosoph wertgeschätzt, aber sich so ins Gebiet des Historikers zu wagen, ruft feindselige Reaktionen hervor. Es erscheinen dennoch zwei lobende Rezensionen in *Le Monde* und *Libération*. Pierre Lepape begrüßt auf der ersten Seite eine „Brandschrift“ „in kurzer und einschlagender Form“. Als namhafter Literaturkritiker, der der Historikerzunft nichts schuldet, fühlt er sich im Text wohl, bewundert er die Leistung und den unerbittlichen Angriff, der sich „auf eine solide Begriffsarbeit stützt“. In *Libération* schreibt die Historikerin Michelle Perrot einen dem Philosophen wohlgesonnenen Artikel, doch in einem ganz anderen Tonfall, mit gehöriger intellektueller Zurückhaltung. Man spürt, dass die Historiker – die sie ungewollt repräsentiert – im Kern ihrer Analysen, im Kern ihrer Praktiken und ihrer berufsbedingten Freundschaften getroffen sind. Im Histo-

rikermilieu selbst wird wenig über das Buch gesprochen. Auch wenn das ein wenig Gesetz der Zunft ist, das Schweigen ist hier dennoch bezeichnend. Gewisse Historiker werden es nie lesen und auch nie lesen wollen. Andere lehnen es mit Vehemenz ab; wieder andere diskutieren darüber, zum Beispiel Roger Chartier, der zwei Mal mit Rancière öffentlich darüber debattierte, einmal im *Collège de France*, danach im *Collège de Philosophie*.⁶ Danach ist der Fall mehr oder weniger abgeschlossen. Die angegriffene *Annales*-Schule scheint weder betroffen noch beunruhigt (es ist immer wieder erstaunlich, wie sehr das Schweigen organisiert wird ...). Trotz dieser geringen offiziellen Gunst gewinnt das Buch Raum, prägt das intellektuelle Leben der Forschenden und Studierenden. Es ist da etwas passiert, das, was auch immer man davon hält und in unterschiedlichen Formen, die sich der Autor wahrscheinlich nicht erwartet hat, die Disziplin durchquert. Historiker wie Pierre Laborie, Nicole Loraux und viele andere mehr arbeiten mit diesem Buch in ihren Seminaren und setzen den mit dem Philosophen begonnenen Dialog fort. Ein Dialog, der bei manchen mit der Veröffentlichung der Zeitschrift *Les Révoltes logiques* und dem Buch *Die Nacht der Proletarier* begann.

Was in dieser intellektuellen Reflexion vor allem erstaunt – und Jacques Rancière hatte in der Folge Gelegenheit, sich in mehreren Zeitschriften (*Communications*, *L'Inactuel*, *L'Âne*, *Le Magazine littéraire*) und Vorträgen zu erklären –, ist ihre Radikalität. *Die Namen der Geschichte* ist jedoch kein Fremdkörper im Schaffen des Autors. *Die Nacht der Proletarier: Archive des Arbeitertraums* und *Kurze Reisen ins Land des Volkes* waren bereits von dieser Radikalisierung der politischen, historischen und philosophischen Interpretation durchdrungen. Doch die Dichte und Intensität des kleinen Buchs von 1992 machen den Text zu einer Modellzeichnung.

Ich erlaube mir, aus den in diesem Text verwendeten Begriffen drei besonders markante herauszugreifen:

- Die Kritik des Ethnologismus ist für den Autor wesentlich: Das Wort des Arbeiters, des Proletariers und der Armen verweist für ihn nicht auf eine Seinsweise oder auf eine verortbare Identität. Die Unentscheidbarkeit dieses Sprechens macht es unmöglich, es auf eine Gemeinschaft, einen Boden, einen Ort zurückzubeziehen, ohne es zu verraten oder gar zu annullieren.
- Um dieses Sprechen zu einer Wahrheit zu machen, muss eine Erzählweise gegründet werden, die anderen Vorbildern folgt als denen der naturalisierenden oder verdinglichenden Geschichte. Bei Virginia Woolf oder bei Proust lässt sich so etwas finden, wo Rancière zufolge „Stimmen allmählich eine Art kollektiven Raum bilden“⁷.
- Die Geschichte ereignet sich nur, wenn „der Mensch nicht mit sich selbst gegenwärtig ist“⁸. Jacques Rancière greift diese Idee in einem jüngst von der Zeitschrift *L'Inactuel* veröffentlichten Artikel wieder auf und entwickelt sie weiter. Für die

Geschichte, wie Lucien Febvre und andere nach ihm sie konzipiert haben, bedeutet „existieren“ nämlich, einer Zeit „entsprechen“. Wie hätte Rabelais ungläubig sein können, fragt sich Febvre? Für Rancière ist die Geschichtlichkeit etwas ganz anderes. Es gibt Geschichte, so schreibt er, insofern die Menschen nicht ihrer Zeit ähneln, insofern sie mit „ihrer“ Zeit brechen, mit der Zeitlichkeitsform, die ihnen ihren Platz zuweist, indem sie ihnen anweist, von ihrer Zeit diesen oder jenen „Gebrauch“ zu machen. Geschichte wird durch Bruch und Verschiebung gebildet. Ein Wahrheitsregime setzt sich durch, das andere Perspektiven und den Weg der Andersheit eröffnet. Man darf, so schließt Jacques Rancière in *Die Namen der Geschichte*, weder vor der Zeit oder den Wörtern noch vor dem Tod Angst haben.

Diese wenigen hier geschriebenen Zeilen geben sicherlich nicht die Gesamtheit der Reflexionen des Autors wieder: Sie sind natürlich von einer persönlichen Rezeption beeinflusst, die sogleich die Themen und Orte des Denkens wählt, die den vertrauten Fragestellungen nahe sind, dieser langsamen Befragung, welche die Historikerarbeit ist, die sich beständig selbst in Frage stellt. Ich kann jedoch sagen – wenn es mir unvermittelt erlaubt ist, in der Ich-Form zu sprechen –, wie sehr die Rancière'schen Perspektiven in meine Lektüren und Analyseraster Eingang gefunden haben. Nicht, weil Rancière ein zu kopierendes Vorbild wäre, sondern weil er es um den Preis einer äußersten Anspannung und einer bewundernswerten Strenge ablehnt, Kunst und Wissenschaft einander entgegensetzen. Und auch, weil diese Entscheidung politisch ist.

Anmerkungen

- 1 Arlette Farge, *L'histoire comme avènement*, in: *Critique*, Autour de Jacques Rancière, Nr. 601–602, Juni-Juli 1997, 461–466.
- 2 Ich habe den ursprünglichen Titel immer besser gefunden. (Auf Deutsch erschien das Buch in der Übersetzung von Eva Moldenhauer bei S. Fischer, Frankfurt am Main 1994, A.d.Ü.).
- 3 Die Seitenangaben der Zitate beziehen sich auf die deutsche Ausgabe von 1994. (A.d.Ü.).
- 4 Jacques Rancière, *Wörter der Geschichte, Geschichte der Wörter* (mit Martyne Pierrot und Martin de la Soudière), in: ders., *Und die Müden haben Pech gehabt! Interviews 1976–1999*, aus dem Französischen von Richard Steurer, Wien 2012, 88.
- 5 Vgl. Michel de Certeau, *Mystische Fabel. 16. bis 17. Jahrhundert*, aus dem Französischen von Michael Lauble, Berlin 2010.
- 6 Er führt namentlich die jüngsten Formen ins Treffen, die die Disziplin angenommen hat, und kritisiert Jacques Rancière dafür, sie anscheinend nicht zu kennen und sich nur um eine bereits gealterte „neue Geschichte“ zu kümmern.
- 7 Rancière, *Wörter*, 84.
- 8 Jacques Rancière, *Le concept d'anachronisme et la vérité de l'historien*, in: *L'Inactuel* Nr. 6 (Mensonges, vérités), Paris 1996, 53–69.